

CAMUS, ALBERT

Frankreich 1913 – 1960; Nobelpreis 1957

Der Fall

Ein Monolog. Sechs Kapitel. Eines pro Tag konzentriert zu lesen, der Text erlaubt kein Abschwenken der Gedanken, zwingt zum Überdenken des Aufgenommenen. Jedes Kapitel steht auch für einen Tag, an dem der lebenserfahrene Erzähler dem anonymen Zuhörer – somit auch dem Leser – seine daraus gewonnene Philosophie darlegt. Die Selbstdarstellung der Vergangenheit des Erzählers ist schonungslos bis zur Grausamkeit ehrlich. Und immer deutlicher wird, wieviel vom Offengelegten auch für den Leser selbst gilt. Es ist erschreckend zu erkennen, wie sehr das Selbstbildnis geschönt ist, wie die Aussendarstellung so frisiert ist, wie man gerne wahrgenommen werden möchte. Für mich war es der Monolog des dritten Tages (Kapitel), der mir in weiten Teilen wie eine Selbstbeschreibung vorkam. Und das von einem beschrieben, der alles andere als sympathisch aufscheint! Autsch! Es schmerzt.

Wie fertig und dogmatisch, jedem Kompromiss verschlossen, sich viele Zeitgenossen geben, formuliert das folgende Zitat: *Wir sagen nicht mehr wie in früheren, unverbildeten Zeiten: »Das ist meine Meinung. Welches sind Ihre Einwände?« Jetzt sind uns die Augen aufgegangen. Wir haben den Dialog durch die Verlautbarung ersetzt. »Das ist die Wahrheit«, sagen wir. »Ob Sie daran herumdiskutieren, ist uns gleich. Aber in ein paar Jahren wird die Polizei Ihnen beweisen, daß ich recht habe.« Liebe, gute Erde! Jetzt ist alles klar. Wir kennen uns, wir wissen, wozu wir fähig sind.* Und genauso verkauft der Erzähler seine «Verlautbarungen» als endgültige Maximen. Tut das Jeder? Tu ich das auch? Autsch! (Nr. 2)

Auch das Zurechtbiegen oder Ausserbetriebsetzen moralischer Grundsätze wird am Beispiel des Auslebens seiner Sinnlichkeit gekonnt abgehandelt: *Aber was sage ich! Vor allem um eines Abenteuers von zehn Minuten willen, und erst recht, wenn ich die Gewißheit hatte, daß es dabei sein Bewenden haben werde. Natürlich hatte ich Prinzipien, so zum Beispiel, daß die Frau eines Freundes tabu sei. Indessen hörte ich einfach in aller Aufrichtigkeit ein paar Tage vorher auf, für den jeweiligen Ehemann Freundschaft zu empfinden. Vielleicht sollte ich das nicht Sinnlichkeit nennen? An sich ist die Sinnlichkeit nichts Abstoßendes. Üben wir Nachsicht, und sprechen wir von einem Gebrechen, von einer Art angeborener Unfähigkeit, in der Liebe etwas anderes zu erblicken als den Liebesakt. Dieses Gebrechen war letzten Endes ganz angenehm. Gepaart mit meiner Fähigkeit des Vergessens, kam es meiner Freiheit zustatten. Da es mir auch den Anschein einer gewissen Distanziertheit und unzählbaren Unabhängigkeit verlieh, bot es mir gleichzeitig Gelegenheit zu neuen Erfolgen.* Autsch! (Nr. 3, besonders schwer zu schlucken!)

Über Altruismus habe ich schon geschrieben. Die Frage, wieviel dabei verkappter Egoismus der intelligenten Sorte ist. Der Erzähler Camus' sagt zum Thema: *Immerhin habe ich nach eingehender Selbstprüfung das tiefgründige Doppelwesen des Menschen*

entdeckt. Nachdem ich lange und unermüdlich in meinem Gedächtnis geforscht hatte, erkannte ich schließlich, daß die Bescheidenheit mir half, zu glänzen, die Demut, zu siegen, und die Tugend, zu unterdrücken. Ich führte Krieg mit friedlichen Mitteln und erlangte letzten Endes alles, was ich begehrte, mit Hilfe der Selbstlosigkeit. So beklagte ich mich zum Beispiel nie, wenn man meinen Geburtstag vergaß. Das Erstaunen, das meine diesbezügliche Zurückhaltung erweckte, war mit leiser Bewunderung gemischt. ... Der Vorderseite all meiner Tugenden entsprach somit eine weniger erbauliche Kehrseite. Allerdings muß auch gesagt werden, daß meine Fehler mir andererseits zum Vorteil gereichten. Die Notwendigkeit, meine Mängel zu verstecken, verlieh mir zum Beispiel etwas Kaltes, das man mit Tugendhaftigkeit verwechselte.

Der Erzähler bekennt sich zu seiner Egomane. Seine Unfähigkeit zu lieben, schreibt er der ausschliesslichen Eigenliebe zu. *Ja, ich verging vor Begierde nach Unsterblichkeit. Ich liebte mich zu sehr, um nicht zu wünschen, daß der kostbare Gegenstand meiner Liebe nie verschwinden möge. Da man mit einer Spur Selbsterkenntnis im wachen Zustand keine triftigen Gründe sieht, warum einem geilen Affen Unsterblichkeit zuteil werden sollte, muß man sich wohl oder übel nach einem Ersatz dafür umtun. Weil ich nach dem Ewigen Leben trachtete, schlief ich mit Huren und vertrank ganze Nächte. Ob das ein wirklicher Trost für die Sterblichkeit des Menschen ist? Jedenfalls eine Zeitspanne des Vergessens.*

Das folgende, lange Zitat, erinnerte mich stark an die Erzählung vom Grossinquisitor in Dostojewskis Brüder Romanow; ebenso an die Rede des Andrei Petrowitsch Werssiloff an seinen Sohn Arkadi im Roman «Der Jüngling». Es geht darum, wie der Mensch auf Freiheit reagiert, mit dem ihn die Freiheit von einem religiösen Glauben allein lässt.

Kurz gesagt, ihre Gottlosigkeit ist auf Tugend eingefärbt. Wir leben wahrlich in einer kuriosen Zeit! Was Wunder, daß die Geister verwirrt sind und einer meiner Freunde, der nicht an Gott glaubte, solange er ein untadeliger Ehegatte war, sich bekehrte, als er die Ehe brach! Ha, die kleinen Duckmäuser, Komödianten und Heuchler, die zu allem Überfluß so etwas Rührendes haben! Glauben Sie mir, sie gehören allesamt dazu, selbst wenn sie den Himmel in Brand stecken. Ob sie nun Atheisten oder Frömmel sind, Materialisten in Moskau, Puritaner in Boston, alle sind sie Christen, vom Vater auf den Sohn. Aber eben, es gibt ja keinen Vater, kein Gebot mehr! Man ist frei und muß schauen, wie man sich aus der Affäre zieht; und weil sie vor allem nichts von der Freiheit und ihren Urteilssprüchen wissen wollen, beten sie, man möge ihnen auf die Finger klopfen, sie erfinden schreckliche Regeln und errichten eilends Scheiterhaufen, um die Kirche zu ersetzen. Lauter Savonarolas, sage ich Ihnen! Aber sie glauben immer nur an die Sünde, nie an die Gnade. Nicht etwa, daß sie nicht daran dächten! Denn Gnade möchten sie ja eben, ein Ja, die Hingabe, das Daseinsglück und, da sie auch sentimental sind, vielleicht das Verlöbnis, das unberührte junge Mädchen, den aufrechten Mann, die Musik. Soll ich Ihnen verraten, wovon ich zum Beispiel, der ich nicht sentimental bin, geträumt habe? Von einer vollkommenen, Leib und Seele erfüllenden Liebe, die in nicht aufhörender Umarmung schwelgt und sich in immer höhere Wonnen steigert, Tag und Nacht, fünf Jahre lang—und dann der Tod! Nun ja...

Und in Ermangelung von Verlöbniß oder immerwährender Liebe hält man sich dann eben an die Ehe in ihrer ganzen Roheit, mit Herrschergewalt und Peitsche. Hauptsache ist, daß alles einfach wird wie für die Kinder, daß jede Handlung befohlen wird, daß Gut und Böse auf willkürliche, das heißt also augenfällige Art gekennzeichnet sind. Und ich meinerseits, so sizilianisch und javanisch ich mich auch gebärde, bin ganz damit einverstanden; dabei bin ich alles andere als ein Christ, obwohl ich für den ersten unter ihnen Freundschaft empfinde. Aber auf den Brücken von Paris habe ich erfahren müssen, daß auch ich mich vor der Freiheit fürchtete. Hoch lebe also der Meister, wer immer er sei, wenn er nur das Gesetz des Himmels ersetzt. »Unser Vater, der du vorläufig auf Erden bist... Unsere herzerquickend strengen Führer und Befehlshaber, o grausame und vielgeliebte Gebieter. ..« Sie begreifen, was ich meine: Wesentlich ist, nicht mehr frei zu sein und reumütig einem größeren Spitzbuben zu gehorchen, als man selber ist. Wenn wir alle schuldig sind, dann beginnt die Demokratie. Zudem, lieber Freund, ist es angezeigt, sich dafür zu rächen, daß man allein sterben muß. Der Tod ist einsam, während die Knechtschaft gemeinsam ist. Die anderen haben auch ihr Fett weg, und zwar gleichzeitig mit uns, darauf kommt es an. Endlich sind wir alle vereint, aber auf den Knien und gesenkten Hauptes.

Ist es etwa nicht empfehlenswert, sein Leben in Angleichung an die Gesellschaft einzurichten, und ist es zu diesem Zweck nicht vonnöten, daß die Gesellschaft mir gleicht? Einschüchterung, Entehrung und Polizei sind die Sakramente dieser Ähnlichkeit. Dann aber, verachtet, gehetzt und unterdrückt, kann ich zeigen, was ich vermag, mein Sein genießen, mich endlich ungekünstelt geben. Nachdem ich der Freiheit feierlich die Ehre erwiesen hatte, beschloß ich daher bei mir selber, sie sei ungesäumt in andere Hände zu legen, ganz gleich, in welche. Und sooft sich Gelegenheit dazu bietet, predige ich in meiner Kirche, dem Mexico-City, und fordere das Volk auf, sich zu unterwerfen und demütig nach den Tröstungen der Knechtschaft zu trachten, selbst wenn sie dafür als die wahre Freiheit hingestellt werden muß.¹

Das sind beeindruckende Texte in eleganten Formulierungen.

Wahrhaftig Nobelpreiswürdig.

2019-04-12-EE

¹ Die Unterstreichungen im zitierten Absatz sind von mir (E. Eichholzer)